



18. Januar 1689. Die FLXX-Zeitmaschine landet 25 Kilometer südlich von Bordeaux. Im Château de La Brède kommt der kleine Charles-Louis zur Welt. Die Mutter, eine Adelige, der Vater ein Veteran. Es herrscht ein grimmiger Winter, der sich noch weit bis in den Mai mit Frost, Reif und Kälte fortsetzen wird. Obstbäume und Weinreben werden erfrieren. Der kleine Charles-Louis liegt unterdessen im wohlig-warmen Schlafzimmer bei seiner Mutter. Noch ahnt er nicht, dass sie schon in sieben Jahren sterben wird. Und 17 Jahre später wird sein Vater das Zeitliche segnen. Der gute Charles-Louis wird kurz danach das Vermögen seines Onkels, des Barons de Montesquieu, erben, dessen Titel er auch übernehmen wird. Ein Jahr später wird Montesquieu, wie er namentlich in die Weltgeschichte eingehen wird, im Parlament von Bordeaux sitzen.

Zeitsprung. Wir reisen ins Jahr 1748. Montesquieu veröffentlicht in Genf sein Hauptwerk *De l'esprit des loix*. 20 Jahre hatte er daran gearbeitet, war durch die Welt gereist und hatte zahlreiche Gegenden, Länder und Völker studiert. Neben einer breit angelegten Theorie der Gewaltenteilung entwickelte er auf Grundlage dieser Beobachtungen die erste Klimalehre der Moderne mit Rückbezug auf Mentalität und Charakter der Menschen.

14. Mai 1748. Blitz und Donner. Ein Wolkenbruch. Montesquieu hat mich zum Abendessen eingeladen. Im Nachbardorf wird an diesem Abend noch eine Scheune abbrennen. Montesquieu erwartet mich an der Tür. Ein Greis, dessen Augenlicht nicht mehr das beste ist. Weißer Port zum Aperitif. Kerzenschein. Eine breiige Gemüsesuppe kommt auf den Tisch. »Dann schießen Sie mal los«, fordert er mich auf. »Herr Baron«, beginne ich mich leicht vorzutasten, »Sie beschreiben in Ihrem Buch unter anderem einige Nationalcharaktere, die sie als Mischungen aus Tugenden und Lastern, aus guten und schlechten Eigenschaften bezeichnen.« »So ist es«, bestätigt er. Ich zitiere folgende Passage aus dem Buch: »Die Chinesen. Infolge ihres ungesicherten Lebens entwickeln sie eine erstaunliche Regsamkeit und ein so unmäßiges Gewinnstreben, dass keine handeltreibende Nation sich auf sie verlassen kann.« Montesquieu blinzelt: »Exakt. Ihre Unehrlichkeit ist allenthalben bekannt.« Der Weißwein zur Suppe steigt mir in den Kopf, und ich beginne eine Erzählung über den Corona-Virus, der von China aus die Welt erobert hat. Was sage ich erobert, nein, vielmehr die Menschheit befallen hat. Und keiner weiß, wo der Virus in China ausgebrochen ist. Auf alle Fälle, ergänze ich, haben die Chinesen mit drastischen Maßnahmen als Erste die weitere Ausbreitung des Virus zurückdrängen können. »Das überrascht mich nicht«, antwortet Montesquieu und verweist auf den unerschütterlichen Lebensstil der Chinesen. »Prinzipien der Moral bleiben fest haften in jedem Chinesen.«

Das aber passt hier nicht her. Montesquieu kommt in Fahrt. Er zitiert aus dem *Geist der Gesetze*: »Für die Gesetzgeber Chinas war das Hauptziel der Regierung die Befriedung des Reiches. Als das geeignetste Mittel dazu erschien ihnen die Unterordnung. Dieser Idee gemäß glaubten sie, man müsse Hochachtung vor den Vätern einflößen. Darauf verwendeten sie ihre ganze Kraft.« Und so sei es für ihn völlig logisch, warum das Land nach dem Leitbild einer Familie geformt sei. Ganz oben stünden die Greise, Meister, Beamte und der Kaiser stellvertretend als die Väter des Landes. Ich erzähle Montesquieu von den Debatten in der Corona-Pandemie, dass die Alten geschützt werden müssen, aber gleich-

zeitig nicht wenige eine Isolierung der Schwächeren und Alten fordern würden, damit das Wirtschaftsleben und der Lebensalltag wieder starten könnten. Und wie gerade heftig über die Lockerung von Ausgangsbeschränkungen diskutiert würde. Bei dem Wort »Ausgangsbeschränkung« hebt er plötzlich den Kopf. »In China kein Problem. Alle Leute gehorchen.« »Na ja«, antworte ich, »wir Deutschen sind da nicht unähnlich, irgendwie sind wir die Chinesen Europas.« »Halt, junger Mann. Es gibt einen großen Unterschied: Arglist und Täuschungskunst sind in China hoch angesehene Handlungsmaximen.« Und er zitiert weiter: »In China muss jeder seinen Nutzen im Auge behalten. Wenn der Spitzbube seine Interessen wachen Auges verfolgt hat, muss der Geprellte die seinen bedenken ... In China ist das Betrügen erlaubt.« Ich schmunzele, fällt mir doch gerade ein Strategem ein, das im chinesischen Alltagsleben bis heute höchste Anerkennung erfährt: »Umarme deinen Feind so lange, bis er tot ist.«

Die Suppe ist zwischenzeitlich ausgelöffelt. Eine bauchige Rotweinkaraffe wird auf den Tisch gestellt. Und der Hauptgang rollt an. Ein Boeuf Bourguignon, würde ich auf den ersten Blick schätzen, schön zart, sämige Soße, mit etwas Essig versetzt. Dazu ein Pape-Clément aus Pessac am Stadtrand von Bordeaux. Der Wein ist überwältigend, ein 1722er, gluckenhaft jung. Dazu geröstetes Brot, undurchdringlich dick.

»Ich würde gerne auf Ihre Klimalehre zu sprechen kommen«, eröffne ich den nächsten Abschnitt unseres Gesprächs. »Ihre Theorie basiert ja auf der Annahme, dass kalte Luft die Außenfasern des Körpers zusammenziehe.« »Stimmt. Das sieht man mit bloßem Auge. Bei Kälte erscheint man magerer«, antwortet er kauend und zitiert aus seinem Bestseller: »Daher hat man in kaltem Klima mehr Energie. Die Bewegung des Herzens und die Rückbewegung der Faserenden gehen besser vonstatten, der Säftehaushalt ist besser im Gleichgewicht. Der Blutkreislauf ist angeregt, und das Herz ist leistungsfähiger.« »Tja, lieber Gast, das heißt im Klartext: Menschen in kühleren Regionen haben mehr Selbstvertrauen, bringen mehr Mut mit und sind weniger berechnend und hinterlistig.« Ich schmunzele, doch der Meister lässt nicht locker.

»Die Völker der heißen Länder sind ängstlich wie Greise. Die Völker der kalten Länder sind unternehmungslustig wie junge Leute.« Mir kommt gerade in den Sinn, dass der Corona-Ausbruch in Bergamo auch damit begründet wird, dass Chinesen dort viele Unternehmen gekauft hatten und ein reger Flugverkehr zwischen beiden Regionen bestand. Aber bevor ich Montesquieu jetzt erkläre, was ein Flugzeug ist, schenke ich lieber noch etwas Wein nach. Was für ein Genuss.

»Lieber Montesquieu«, fahre ich deshalb fort, »wie steht es denn um die Genussfähigkeit der Völker je nach Klimazone?« Ich darf zitieren, antwortet er, und blättert die richtige Seite im Buch auf: »In den kalten Ländern wird die Genussfähigkeit für Vergnügungen gering sein. In den gemäßigten Ländern wird sie viel größer sein. In den heißen Ländern wird sie äußerst groß sein. Man könnte das Klima gewissermaßen auch nach Graden der Genussfähigkeit messen.« Na, jetzt bin ich gespannt, und fordere ihn auf, einen kleinen Überblick zu geben. »Ich habe in England und in Italien die Opern besucht. Es waren dieselben Stücke und dieselben Darsteller, doch erregte dieselbe Musik bei beiden Nationen – die eine ist so ruhig, die andere so überschwänglich – so unterschiedliche Effekte, dass es einem unerklärlich vorkommt.« Da fällt mir gerade ein, wie sich die Bewohner im Norden und Süden Portugals bis heute gegenseitig emotional kartografieren. Im Norden die kühlen, strebsamen und rationalen Menschen, im Süden die warmen, faulen und leidenschaftlichen Leute. Porto und Lissabon als städtische Sinnbilder für dieses Entweder-oder. In Italien, Spanien und Frankreich ist eine diesbezügliche Differenzierung auch nicht fremd, denke ich noch, bevor abserviert wird und das Dessert schon auf dem Servierwagen wartet, aufgetragen zu werden.

Zum Dessert gibt es natürlich Canelés de Bordeaux. Kleine Kuchen, die von Nonnen in einem kleinen Kloster in der Nähe von Bordeaux erfunden wurden. Eine wunderbar knusprige, karamellisierte Hülle und innen ein weicher, saftiger Kern aus Äpfeln. Dazu gibt es einen Calvados aus der Normandie. An diesem Abend natürlich ein Château du Breuil. Die Süße des Gebäcks vermischt mit dem samtigen, aromatischen Ge-

schmack, bernsteinfarben, auf den Punkt. Ich schwelge, während sich der Calvados mit dem Gebäck vermählt.

»Und, lieber Montesquieu, wie steht es um die Liebe?« »Ja, mein lieber Freund, das ist eindeutig. In den nördlichen Zonen übt nicht einmal das Körperliche der Liebe einen genügend starken Reiz aus. In den heißen Ländern liebt man die Liebe als solche. Sie ist die Wurzel allen Glücks, sie bedeutet das Leben.« Und ausführlich erzählt der Baron, warum im Norden die Jagd, Reisen, Krieg und Wein als Ersatzbefriedigungen so bedeutend sind, warum die Frauen im Süden einem vielfältigen Liebeskummer ausgesetzt sind und warum die Verbrechensrate im Süden deutlich höher ausfällt. Doch eines, Montesquieu hebt den Zeigefinger, sei die große Krux des Südens. Noch einmal hebt er zu einem großen Zitat an: »Die Hitze kann so unmäßig werden, dass der Körper überhaupt keine Kraft mehr hat. Die Abspannung greift alsbald auf den Geist selber über; keinerlei Neugier, keinerlei hochherzige Unternehmung, kein edelmütiges Gefühl. Alle Neigungen bleiben passiv. Nichtstun ist hier Glück.« Ich erhebe mein Glas, es ist spät geworden. »Auf die Liebe und den Süden.«

Wir streifen beim Hinausgehen noch den einen oder anderen Punkt in der Konversation. Montesquieu und ich haben deutlich einen sitzen. Doch bevor ich mich in meine Zeitmaschine setze, gibt er mir noch ein letztes Zitat mit auf den Weg: »In den heißen Ländern verdunstet durch das Schwitzen der wässerige Teil des Blutes. Er muss also durch eine ähnliche Flüssigkeit ersetzt werden. Das Wasser ist hier von vorzüglichem Nutzen. Geistige Getränke würden die Blutkörperchen, die nach Verdunstung der wässerigen Teile übrig blieben, verdicken.« Bevor ich abdüse, trinke ich noch einen Dreiviertel Liter frisches Quellwasser, das der Baron auf einem Tisch kurz vor der Haustür vorbereitet hat.

Zum Abschluss schüttelt Montesquieu mir die Hand. Ich erzähle ihm nicht, dass dies im Europa von 2020 gerade ausgestorben ist. Da fällt mir die französische Schwiegermutter meiner älteren Tochter ein. Odile hatte mir kürzlich in einem Telefonat erklärt: »Corona ist in Frankreich ver-

breiteter, weil wir uns immer küssen. Die Deutschen machen das nicht.« Das ist einleuchtend. Beinahe hätte ich Montesquieu noch danach gefragt, aber für heute genug. Immerhin beträgt der Rückflug mit der Zeitmaschine 280 Jahre.

Jetzt wird's aber Zeit.

Diese Kolumne irrluchtert bewusst in den Sicherheitskorridoren der letzten Wahrheiten. Allzeit bereit, selbige wie einen Pudding an die Wand zu nageln. Ihr bescheidenes Ziel ist, die Widersprüche und Anomalien im täglichen Leben als die eigentlichen Energiespender zu würdigen, die uns zu wohliger, synthetischer Einsicht und Zufriedenheit führen. So lässt sich der Autor treiben – auf einer Bahnfahrt, auf einem Berg oder nur auf der Toilette sitzend. Scheinbare Gewissheiten lösen sich auf, womögliche Ungewissheiten spannen ihre Muskeln und spontane Banalitäten kreuzen die Klingen. Diese Kolumne feiert die Ahnungslosen, entlarvt die Bodenlosen und kokettiert mit den Zweifellosen. In der heutigen Folge preisen wir das »größte Werk des 18. Jahrhunderts« (Wilhelm Dilthey). Charles-Louis de Secondat, Baron de La Brède de Montesquieu, erhält dieses Mal den FLXX, einen symbolischen Preis, den wir vierteljährlich an Personen, Ideen und Projekte verleihen, die den nahezu unerreichbaren Anspruch erfüllen, gleichzeitig ahnungs-, boden- und zweifellos zu sein.